

Auf Suche nach dem wahren Beethoven

Konzert Till Fellner spielt die letzten drei Klaviersonaten unspektakulär, aber ergreifend klar und schön

VON KLAUS-PETER MAYR

Kempton Beginnen wir mit dem Ende. Mit jenen beiden letzten Sätzen, die Ludwig van Beethoven im Jahr 1822 für das Klavier solo schrieb. Till Fellner spielt die Sonate Opus 111 bei seinem Recital im Stadttheater Kempten (im Rahmen der Reihe solopiano) nach der Pause. 30 Minuten lang macht der 38-jährige Wiener Pianist deutlich, wie unkonventionell, ja wie kühn und auch rätselhaft Beethoven dieses Klaviervermächtnis komponierte, wie er die Form sprengte, welchen Drive er entwickelt (manche würden heute „Swing“ sagen), welche harmonischen Freiheiten er sich herausnahm.

Viele von Fellners Kollegen kitzeln extreme Kontraste aus den Noten, donnern düster, akzentuieren scharf, säuseln fein. Fellner dagegen spielt einfach. Als ob er den reinen, wahren Beethoven sucht. Noch ernster als sein Lehrer Alfred Brendel, der übrigens große Stücke auf Brendel hält, nimmt er die Vorgaben Beethovens. Gibt nichts hinzu, was überflüssig erscheint.

So gerät vor allem der zweite Satz wirklich „molto semplice e cantabile“, sehr leicht und sanglich also. Mit glasklaren Melodien, exquisiten Trillern, fein differenzierter Lautstärke, schwebenden Klängen. Jeder Ton hat Gewicht, kein Detail wird vernachlässigt.

Man kann auch sagen: Fellner spielt unspektakulär. So korrekt wie sein Frack, so seriös wie seine seitengescheitelte Frisur. Ein Gentleman am Klavier, ruhig, abgeklärt, souverän.

Woge der Begeisterung

Als Fellner endet, schlägt ihm von Seiten der gut 200 Zuhörer zurecht eine Woge der Begeisterung entgegen. Bravorufe und viel Applaus, die er fast stoisch hinnimmt. So ergeht es ihm derzeit fast überall auf der Welt. Fellner gehört zu den gefragtesten Interpreten seiner Zunft, spielt auf den großen Podien in Europa, Amerika und Asien. Dr. Franz Trögers guten Kontakten zu Klassikstars ist es zu danken, dass auch Fellner - zu einem bezahlbaren Preis - Station in Kempten macht.

Am Anfang, als Fellner den Abend mit Beethovens Sonate Nr. 30 (Opus 109) eröffnet, irritiert diese unspektakuläre Spielart (noch). Der jazzverliebte Friedrich Gulda verstand das Werk als eine Art Improvisation. Bei Fellner dagegen gibt es nichts Tastendes, nichts Zögerliches, keinen Ausbruch. Schön klingt Opus 109, und brav. Selbst im trillergeschwängerten Ende verwandelt sich Fellner nie in einen Tastenlöwen. Da täte ein Schuss mehr Emotion und mehr Spiellust gut,

Allgäuer Zeitung, Allgäu-Kultur, Samstag, 18. Dezember 2010